Der Maltermeisterturm am Rammelsberge bei Goslar

Von Hugo Claepius.

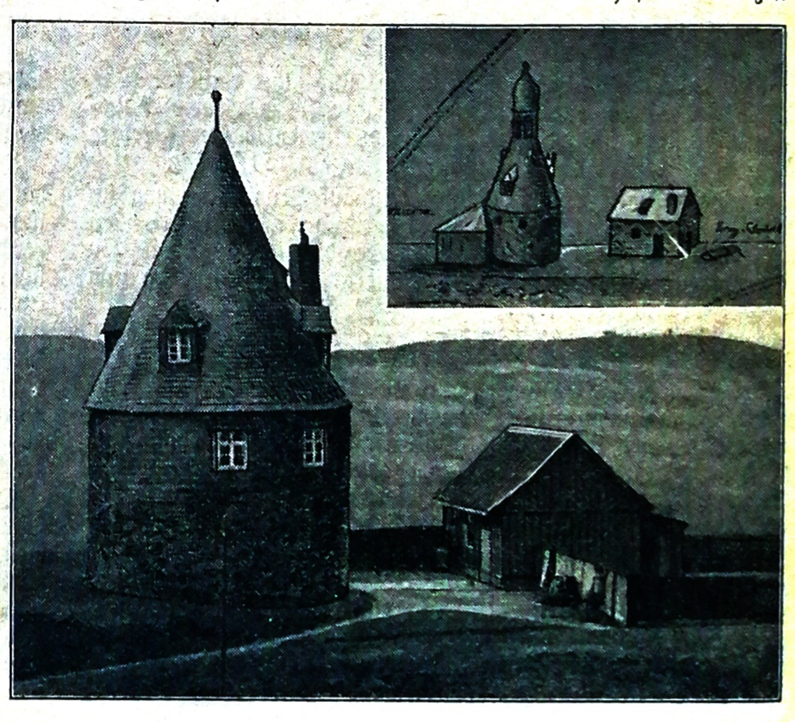
Wer vom Okertale her auf dem sogenannten Bleichewege nach Goslar herabkommt, dem fällt, von halber Berghöhe aus gesehen, ein runder Turm mit spitzem Dache und einigen Baulichkeiten daneben, am Westabhange des Rammelsberges auf, der, zumal wenn nachmittags die Sonne dahintersteht, als Schattenriß den Eindruck einer altersgrauen Burg macht, die sich ganz ausgezeichnet den übrigen noch erhaltenen Befestigungen der einstigen wehrhaften Reichsstadt Goslar anpaßt, die da unten malerisch vor den Augen des überraschten Wanderers liegt. Aber auch sonst bildet der Turm im Landschaftsbilde eine so hervorstechende Erscheinung, daß man gar oft von Fremden die Frage hört: was mag das für ein alter Turm wohl sein? Und nicht nur Fremde, sondern auch „Inngeborene" wissen häufig nicht viel mehr, als daß da oben ein Beamter des Bergwerks wohnt, bei dem man eine Flasche Bier mit einem „Peter" und auch eine gute Tasse Kaffee trinken kann. Es erscheint darum gewiß angebracht, von der einstigen Bestimmung dieses Bauwerks einmal zu erzählen, ist es doch in den Zeitläuften zu einem Wahrzeichen geworden, das hinweist auf den Glanz und Reichtum, mit dem das alte Goslar vor mehr als einem halben Jahrtausend in allen Landen berühmt — und darum auch beneidet und befehdet war.

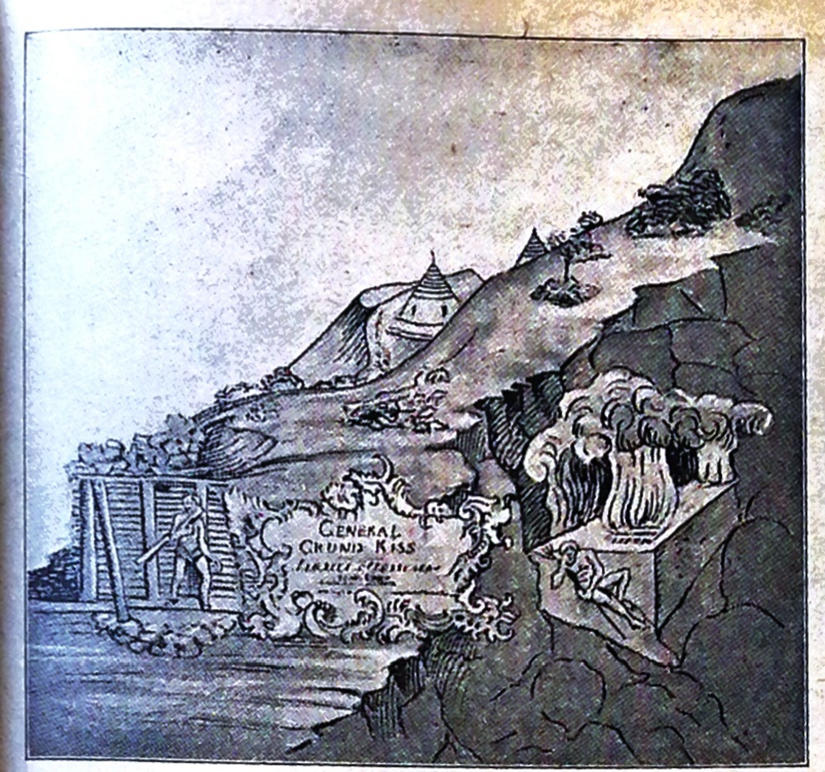
Weit, weit müssen wir zurückgehen zu den bald tausend Jahr zurückliegenden Anfängen des mit unserer Stadt eng verknüpften Bergbaus, der zuerst da oben am Turm, wo die Erze zutage traten, begonnen wurde. Dort wurden sie vorerst aus offenen Gruben gefördert, aus denen mit der Zeit Schächte in die Tiefe getrieben wurden. Da das anfänglich oben stark verwitterte Gestein in der Tiefe fester ward, sodaß man mit Schlägel und Eisen immer langsamer vorwärts kam, so sann man auf Mittel, diese Arbeit zu erleichtern. Sprengmittel waren zu jener Zeit noch unbekannt, darum versuchte man die Gesteinsmassen mittels Feuers zu zermürben, und es entstand das sogenannte „Feuersetzen". Dies bestand darin, daß im Berginnern gewaltige Holzstöße errichtet wurden, die der Bergmann „Schränke" nannte, von denen wir nebenbei eine alte Abbildung geben. Diese machten nach einer längeren Brenndauer die Gesteine lösbarer. Hierzu waren aber bedeutende Holzmengen erforderlich, welche aus den benachbarten Wäldern gewonnen, von einem Beamten verwaltet und nach einem alten Raummaße, dem „Malter" (es ist dies etwas über 2 Raummeter,) „vermaltert" und ausgegeben wurden. Dieser Beamte wurde kurzweg der „Maltermeister" genannt, er wohnte in dem Turme, der vielleicht auch überhaupt als Zechenhaus diente, da sich der ganze damalige Bergbau, wie schon bemerkt, in unmittelbarer Nähe vollzog. Hierfür spricht auch der auf unserm Bilde ersichtliche, auf dem Dache des Turmes befindliche, Laterne genannte Aufsatz, in dem eine Glocke hing, die den Anfang und das Ende der Arbeitsschichten verkündete. Jahrhunderte hindurch wurde das gehauene Erzgestein dort hinaur nach dem Maltermeisterturm zuerst in Kiepen, dann durch Haspel geschafft, deren Spuren noch heute an den Verschalungen der jetzt noch zum Teil als Luftschächte erhaltenen alten Schächte zu sehen sind. Noch später und bis in die Neuzeit hinein wurde das Erz alsdann mittels von Pferden getriebener Göpel zutage gefördert, von wo es auf verschiedenen Wegen, je nachdem es aus herrschaftlichen oder städtischen, (zeitweise auch privaten) Schächten stammte. Diese Wege, sogenannte Hollenwege, sind zum Teil im Hainholze noch vorhanden, unterhalb des Maltermeisterturmes sind mehrfach sogar noch die im festen Gestein hinterlassenen tiefen Rillen erkennbar, in denen sich die zweirädrigen Karren hinabbewegten zum Harz- oder Nikolaitor (dem heutigen Klaustore) und zur sogenannten Erzpforte. Letztere befand sich hinter dem „Kaiserlichen Palast" und dem Dome, sie wurde unter Heinrich III. aber zugemauert, „damit die Domherren nicht durch das Gerassel der Erzfuhren in ihren Meditationen und Chorstunden gestöret werden mögten", wie der Chronist berichtet. So versammelte dann der altehrwürdige Maltermeisterturm lange, lange Jahrhunderte das fleißige Volk der Bergknappen um sich, die allen unterirdischen Gefahren zum Trotz, nur dem häufigen Umgehen jener furchtbaren Geißel der Menschheit, der Pest, oder grausamen Kriegsnöten zeitweise weichend, unverdrossen das schimmernde Erz aus dunklen Tiefen holten. Ja sie verzagten selbst dann nicht, als im Jahre 1376 ein großer Teil des oberen Bergwerks zu Bruche ging, wobei nach mündlicher Überlieferung Hunderte von Bergleuten umkamen; die westlich vom Turme befindliche gewaltige offene Grube, die noch heute „Tiefste Halde" genannt wird, soll bei diesem Einbruche entstanden sein.

Erst anfangs des achtzehnten Jahrhunderts scheint der Maltermeisterturm seine Bedeutung als Zechenhaus eingebüßt zu haben, als man dies nach der Talsohle verlegte, weil sich schon damals der Bergbau weit darunter vertieft hatte. Das Glöcklein des Maltermeisters wanderte deshalb hinunter zu Tale, der Meister selbst blieb aber droben, weil das „Feuersetzen" auch beibehalten worden war obwohl während des dreißigjährigen Krieges 1632 zum ersten Male Pulver zum Sprengen angewendet wurde. Man hielt jedoch die alten „Feuerschränke" aus technischen Gründen für zweckmäßiger und beschränkte das neue Sprengen oder Schießen auf die härtesten Gesteinsschichten.

Und noch fast zwei und ein halbes Jahrhundert waltete der ehrwürdige Maltermeister seines Amtes, obschon es ihm oft große Mühe machte, das für das Feuersetzen jährlich nötige Holz von etwa 2300 Maltern (5520 Rm.) von den Waldleuten zusammenbringen zu lassen. Da ereignete sich wiederum ganz in der Nähe seines Turmes etwas Außerordentliches. Als er eines Morgens heraustrat, spie ihm ein schwarzes Ungetüm zischend und stampfend heiße Dampfwolken entgegen, — da fühlte er, seine Zeit sei dahin und altersmüde verschwand er hinter seinen grauen dicken Mauern.

In den siebziger Jahren hatte man nämlich oben am Turme beim Kanekuhler Schacht Dampfmaschinen aufgestellt, welche nunmehr die Haspel, die Wasserhebung, die Fahrkunst betrieben, die vor allem aber durch einen Luftkompresser nun mit Leichtigkeit Bohrlöcher für das Sprengen in das Gestein treiben konnten, — sodaß es mit dem Feuersetzen für alle Zeit vorbei war! Die hastende Neuzeit





lebte dann schneller. Diese Dampfmaschinen kamen schon zu Anfang dieses Jahrhunderts zum alten Eisen und an deren Stelle wurde im Tale ein großes Kraftmaschinenhaus mit elektrischem Betrieb gebaut.

Im Vorstehenden versuchten wir, den verhältnismäßig spärlichen Quellen nachzugehen, die über die bergbauliche Bedeutung des Maltermeisterturms vorhanden sind, daneben besteht jedoch die Meinung einiger Geschichtsforscher, die ihm eine weitere Bedeutung zusprechen. So rechnet der verstorbene heimische Forscher Professor Dr. Hölscher, in den Kunstdenkmälern der Provinz Hannover, den Turm den Befestigungswerken der Stadt hinzu. Hölscher erteilt ihm dieselbe Aufgabe, die der Sudmerberg hatte, nämlich als Auslugposten nach Norden und Nordwesten gedient zu haben, wie es jener nach Osten und Nordosten zu tun hatte. Danach wäre anzunehmen, der Turm habe beiden Zwecken, dem Bergbaulichen und dem der Stadtverteidigung gedient. Letzteres aber könnte doch wohl nur bis zu dem Zeitpunkte der Fall gewesen sein, als die Braunschweiger Einfluß und Besitz an dem Bergwerke erlangten.

Nun verbleibt mir noch zurückzukehren zu dem altersgrauen Turme, wie er heute in beschaulicher Ruhe als eine Art Wahrzeichen längst vergangener Zeiten sich dem Auge darbietet. Der Goslarer, sonderlich der alte, hat ihn lieb, weil die Gegend da oben am sagenumwobenen Berge des Ritters Ramm sich ihre wilde Ursprünglichkeit mehr erhalten hat, als die andere mit bequemen Wegen und neuzeitlichen Anlagen durchzogene Umgebung der Stadt.

Die Jugend tummelt sich dort in harmloser Freude, die Alten schauen bedächtig in die Ferne, die sich da auftut von der Huyseburg bei Halberstadt bis zu den Hildesheimer Bergen, mit all den dazwischen liegenden Hügelketten. — Ja, ihr Nachfahren einer glanzvollen Zeit regsamen Bürgerfleißes, furchtloser Bergmannstreue, trutziger Wehrhaftigkeit, habt ihn weiter lieb den alten Maltermeisterturm, — an ihm hat Heimatliebe eine Stätte!

Marienbad bei Goslar.

Eine Erinnerung an glanzvolle Zeiten.

Im Februar 1923 ging das so schön im Nordwesten vor der Stadt Goslar am Fuße des Nordberges gelegene Sanatorium „Marienbad" in den Besitz der Stadt Goslar über. Damit ist ein Betrieb für den öffentlichen Verkehr geschlossen, der unendlich Vielen Genesung und Erholung brachte und dadurch Anspruch auf allgemeines Interesse besitzt. Ende der 50er Jahre wurde dort draußen am Fuße des Steinberges, dem Nordberge nahe, in die grünen Wiesenmatten ein kleines Haus gebaut vom Bürger Rißling, der in bescheidenem Umfange darin eine Gastwirtschaft betrieb.

Den eigentlichen Anlaß, so weit draußen vor dem Tore eine Wirtschaft zu errichten, mag der Umstand gegeben haben, daß am Rande des Nordberges sich die große Hornsche Schiefergrube befindet, die eine für die damalige Zeit ansehnliche Anzahl Arbeiter beschäftigte, dann aber weiter der zunehmende Verkehr mit Juliushütte, der sich zumeist zu Fuß vollzog, denn die Bahn in der Richtung nach Langelsheim erstand erst etwa 30 Jahre später. Die prächtige Lage des freundlichen Gasthauses zog jedoch auch die Bürgerschaft Goslars an und bald nach seiner Errichtung pilgerten die Goslarer Familien täglich hinaus und erfrischten sich dort. Zu jener Zeit war der Kurbetrieb des Direktors Lampe, des ehemaligen ehrsamen Schusters, in höchster Blüte. Seine Heilanstalt in der Bäringerstraße 23—24 war überfüllt von Gästen aus aller Herren Länder, die durch die glänzenden Erfolge seiner Kräuterkuren angelockt waren.

Selbst der königlich-hannoversche Hof hatte von Lampes Erfolgen nicht nur gehört, sondern vertraute sich seiner „Wissenschaft" an, die hauptsächlich darin bestand, durch zu reichliche Nahrung in Unordnung gebrachte Magen wieder in Takt zu bringen. Unter den fürstlichen Gästen, die Goslar viel Verdienst brachten, fehlte auch die Königin Marie von Hannover nicht, die sich Lampe anvertraute. Bekannt ist der Ausspruch des durch „königliche Gnade" zum Kurdirektor erhöhten, trotzdem einfach und in seiner Art ursprünglich gebliebenen graden Mannes, dem die Königin einmal ihr Leid über Schmerzen in der Magengegend klagte. Lampe ließ sich von ihr aufzählen, was die Majestät am Tage vorher zu sich genommen hatte und erklärte ihr dann ohne Umschweife: „Tun Sie mal allens, was Sie gegessen haben in einen Topf, decken Sie den dann zu und lassen ihn die Nacht über stehen. Am andern Tage riechen Sie mal da rein." Die Königin soll darob sehr erschrocken sein, hat Lampe aber nicht gezürnt, weil seine Kur auch sie von den Schmerzen befreite.

Lampe war klug genug zu wissen, daß er seine Kurgäste beschäftigen müsse, deshalb traf er Abmachungen mit Marienbad, das seinen Namen zu Ehren der Königin erhielt, die gern und oft dort weilte, und ließ eine Badeanstalt allerdings in der einfachsten Art erstehen. Die Badewannen wurden aus großen viereckigen Schieferplatten hergestellt und erhielten ihre Warmwasserzufuhr aus mächtigen Kanonenofen durch kupferne Rohre. Aus Fichtennadeln wurde ein Extrakt gekocht und dieser mit Wasser zum Baden verdünnt. Noch heute sind Fichtennadelbäder ob ihrer Heilkraft für die Nerven in hohem Ansehen.

Der Kurbetrieb in Marienbad vergrößerte sich langsam mehr und mehr. Für Annehmlichkeiten der verschiedensten Art sorgte der aufmerksame Wirt. So fanden auch oft Unterhaltungskonzerte der Jägerkapelle statt, bei deren Klängen sich eine elegante „Welt der Kurgäste", aber auch die ehrsamen Goslarer Bürger mit ihren Frauen und Kindern lustwandelnd ergingen.

Doch nicht nur zum Badebetrieb wurde „Marienbad" verwandt, sondern auch zu andern gewerblichen Zwecken. Fleißige Frauenhände stellten Hausmacher-Leinen her, das auf den sonnig gelegenen Wiesenflächen Marienbads gebleicht wurde. Unser Bild aus den sechziger Jahren zeigt deutlich, wie es gemacht wurde. Dieses Bild läßt